

Zwischen Entgrenzung und Disziplinierung – ein Erfahrungsbericht aus einem interdisziplinären umwelthistorischen Graduiertenkolleg

ANNE KLAMMT

“Die interdisziplinäre Zusammenarbeit ist a.) schwierig und
b.) inhaltlich und menschlich lohnend.”

(Winiwarter 2002, 258)

Zusammenfassung

2004 wurde das DFG-Graduiertenkolleg “Interdisziplinäre Umweltgeschichte. Naturale Umwelt und menschliches Handeln in Mitteleuropa” an der Georg-August-Universität Göttingen gegründet. Beteiligt waren in der ersten Förderungsphase 13 Kollegiaten/-innen, die sechs Fakultäten aus den Natur-, Gesellschafts- und Geisteswissenschaften angehörten. Aus ihrer Sicht werden die Erfahrungen mit der im Kolleg realisierten Form der Interdisziplinarität geschildert. Zu unterscheiden ist dabei zwischen den äußeren Rahmenbedingungen (Förderungsumfang, *Curriculum*, institutionelle Einbindung) und der inneren Dynamik des Austausches zwischen den Kollegiaten/-innen und ihrer eigenen Orientierung in dem Verbund. Es zeigte sich, dass das Erleben der Interdisziplinarität deutlich von der fachlichen Herkunft vorgeprägt wurde. Die jeweilige fachliche Tradition leitet das Verständnis von und die Erwartungshaltung an Interdisziplinarität. Als eine Leistung des Kollegs muss daher bereits die Verständigung über diesen Punkt und der Versuch, ein gemeinsames Begriffsfeld zu erzeugen, gelten.

Abstract

Between Delimitation and Disciplinarity – A Progress Report from an Interdisciplinary Environmental History Post-Graduate Programme

In 2004 the research training programme “Interdisciplinary Environmental History. Natural environment and societal behaviour in Central Europe” at the Georg-August-University in Göttingen, funded by the German Research Foundation was launched. By that time 13 post graduates from six faculties of the life sciences, the natural sciences, and the humanities participated. This report describes the experience of interdisciplinarity realised within the programme.

Nachdem sich bereits auf der Konferenz der European Society of Environmental History 2005 in Florenz erste fachliche Kontakte zwischen dem Göttinger Graduiertenkolleg und dem Projekt Petersberg, dort vertreten von Thomas Meier und Felix Schmitt, ergaben, konnte diese Verknüpfung durch weitere Begegnungen und eine Vorstellung der Münchner Forschungen im Arbeitskreis für Umweltgeschichte in Göttingen vertieft werden. Neben dem erfreulich offenen Austausch fachwissenschaftlicher Aspekte wandten sich die Gespräche und Mails dabei immer wieder den Erfahrungen mit Interdisziplinarität in der umwelthistorischen und umweltarchäologischen Forschung zu. An diesen Austausch anknüpfend, werde ich im Folgenden versuchen, die interdisziplinäre Kommunikation im Göttinger DFG-Graduiertenkolleg

“Interdisziplinäre Umweltgeschichte. Naturale Umwelt und menschliches Handeln in Mitteleuropa” aus der Sicht der Kollegiaten/-innen zu schildern. Das Göttinger Graduiertenkolleg war zum Zeitpunkt seiner Gründung im Jahre 2004 eines von 16 an der Göttinger Universität beheimateten Graduiertenkollegs.¹ Als Besonderheit griff es über den berüchtigten “großen Graben” hinweg und setzte sich aus naturwissenschaftlichen – oder besser – traditionell eher naturwissenschaftlich empfundenen Disziplinen und geisteswissenschaftlichen Fächern zusammen. Beteiligt waren ursprünglich elf Hochschullehrer/-innen aus der agrarwissenschaftlichen, der biologischen, der forstlichen, der geowissenschaftlichen, der philosophischen und der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät.² Betreut wurden 13 Stipendiaten/-innen. Zum Zeitpunkt des workshops auf Frauenchiemsee im Spätherbst 2007 befand sich das Kolleg in seiner ersten 4,5 Jahre währenden Phase der angestrebten insgesamt neun Jahre umfassenden Förderdauer. Die erste Gruppe der Stipendiaten stand mehrheitlich am Anfang ihres dritten Förderungsjahres. Alle Dissertationsvorhaben waren inhaltlich abgesteckt und die Schreibphase – mit ihren eigenen Problemen – hatte begonnen.

Als die schriftliche Ausfertigung des Vortrages zu erbringen war, hatte bereits eine neue Gruppe von Stipendiaten/-innen ihre Dissertationsvorhaben aufgenommen und im Kolleg haben sich einige personelle Umstellungen ergeben, die sich allerdings vor allem auf den Zeitraum der zweiten im Herbst 2008 gebilligten Förderungsphase des Kollegs auswirken werden.³ Von der ersten Staffel der Kollegiaten/-innen waren mittlerweile viele promoviert. Einige schrieben an den letzten Kapitel ihrer Doktorarbeit und für Einige hatte sich eine ganz neue Situation durch familiären Zuwachs ergeben. Es versteht sich, dass der Abstand zu dieser gemeinsamen Zeit im Kolleg stetig gewachsen ist. Dies führt m. E. dazu, dass im Rückblick stärker die Strukturen hervortreten, während einzelne Details an Bedeutung verlieren. In Anbetracht der ungebrochenen Popularität, die dem Förderinstrument Graduiertenkolleg gerade im Zuge des universitären Wettbewerbs um Exzellenz zukommt, mag es jedoch durchaus lohnend sein, sich noch einmal mit der Frage des interdisziplinären Dialogs und der Vernetzung von Dissertationsvorhaben in dem konkreten Kolleg zu befassen.

Ein Erfahrungsbericht ist notwendigerweise nicht als eine objektive Schilderung von einem archimedischen Punkt aus zu verstehen, sondern er ist aus der befangenen Sicht einer Teilnehmerin verfasst worden. Die zu schildernden Erfahrungen wurden vor dem Hintergrund des eigenen beruflichen Vorlebens und im Rahmen des Diskurses im Kolleg gemacht. Sehr viel schöpft daher aus den Gesprächen der Stipendiatinnen und Stipendiaten untereinander.⁴ Gerade während der ersten Monate der Orientierung im Kolleg wurden sehr ausführliche Gespräche über die Struktur des Kollegs, die

¹ Mit hinzugezählt wurde hier – von den Institutionen aus gesehen nicht ganz korrekt – die *International Research School* am damals noch bestehenden Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen.

² Im Herbst 2007: B. Herrmann (Biologische Fak., Sprecher), M. Jakubowski-Tiessen (MPI Geschichte, stellv. Sprecher), P. Aufgebauer, R. Habermas, H. Röckelein, K.-H. Willroth (alle Philosophische Fak.), K.-H. Pörtge (Geowissenschaftliche Fak.), H. Berghoff (Wirtschafts- und Sozialwiss. Fak.), R. Bürger-Arndt, M. Krott (Forstliche Fak.), R. Marggraf (Agrarwissenschaftliche Fak.). Assoziiert: U. Spiekermann (Wirtschafts- und Sozialwiss. Fak.) und M. Deutsch (Geowissenschaftliche Fakultät).

³ Zurückgezogen haben sich zwei Betreuerinnen der Mittleren und Neueren Geschichte, was zu einer Veränderung des Fächerproporzes führt, der nun ausgeglichener ist.

⁴ Dies auch besonders, da ich 2006–2007 zusammen mit Mathias Mutz als Sprecherin der Kollegiaten/-innen deren Interessen gegenüber den Hochschullehrern/-innen und dem Vorstand vertreten habe. Für die vielen Gespräche und die offene Atmosphäre im Kolleg sowie die vielen Hinweise und Ermunterungen bei der Erarbeitung dieses Berichtes danke ich herzlich Wiebke Bebermeier, Jörg Cortekar, Anna-Sarah Hennig, Richard Hölzl, Dominik Hünninger, Isabell Knap, Mathias Mutz, Jens Potschka, Sébastien Rossignol, Jule Selter, Jessica Spicale, Katharina Thom, Cai-Olaf Wilgeroth und Steffi Windelen.

Positionierung im Fächerkanon und die eigene Vorstellung von Interdisziplinarität geführt.⁵ Vieles entstand auch im Austausch mit interessierten Hochschullehrern/-innen, denn unser Graduiertenkolleg wurde mit sichtbarem Interesse begleitet, was sicherlich auch in einem Zusammenhang mit den bereits genannten Entwicklungen im gesamten Bereich der universitären Ausbildung und Forschungsförderung zu sehen ist.

Disziplinierung – das wissenschaftliche Konzept des Kollegs

Das wissenschaftliche Konzept ist ausführlich auf der Homepage des Kollegs nachzulesen.⁶ Es soll hier daher nur eine kurze, zugespitzte Zusammenfassung gegeben werden. Die umweltgeschichtliche Forschung wird dabei als Dualität von Rekonstruktion und Rezeption verstanden. Neben die Untersuchung der naturalen Umwelt und ihrer Veränderungen tritt die Frage nach der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bewertung und Wahrnehmung dieser Zustände und Wandlungen. Begrifflich verdichtet wurde dieses Konzept in dem Bild der beiden Säulen der Rezeption und Rekonstruktion, die das umweltgeschichtliche Verständnis tragen. Erforscht wurde und wird das Themenfeld im Rahmen von Fallstudien, die in vier Themenbereiche gegliedert sind.

Es sind dies:

Bereich A	Raumerfahrung und Raumnutzung im Mittelalter
Bereich B	Eindämmung von Natur: Viehseuchen, Schädlingsbekämpfung und Flussregulierung von der Frühaufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts
Bereich C	Konflikte um naturale Grundstoffe vom 18. bis zum 20. Jahrhundert
Bereich D	Umweltvorstellungen und ihre Verdinglichungen

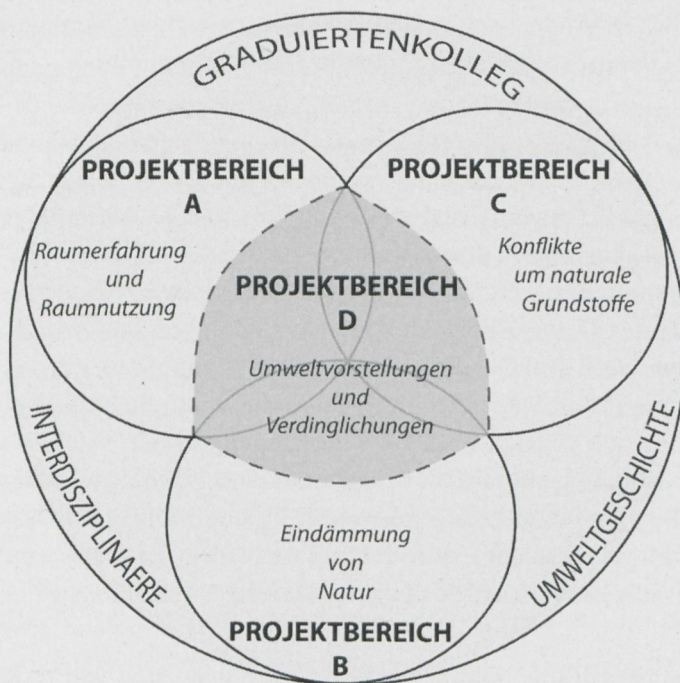


Abb. 1: Struktur des Graduiertenkollegs.

⁵ Bedeutsam war für mich aber auch die Diskussion im Anschluss eines vom Kolleg organisierten *workshops* zur interdisziplinären Erforschung der Nordwestslawen im Sommer 2005 (Klammt et al. 2006).

⁶ <http://www.anthro.uni-goettingen.de/gk/> (25.08.2010).

Dem Bereich D kam zudem nach den ursprünglichen Vorstellungen die metatheoretische Durchdringung der Gesamtstudien zu. Langfristiges Ziel des Graduiertenkollegs ist es, die Umweltgeschichte zu institutionalisieren. Es soll disziplinieren, in dem Sinne, dass ihr ein eigener Platz in dem universitären Fächerkanon zukommen mag. Dieser Disziplinierung ist durch eine theoretische und methodische Befestigung Vorschub zu leisten, zu der das Kolleg maßgeblich beitragen soll. Konsequenz dieser Idee scheint für die Beteiligten letztlich die Aufhebung der fachlichen Gewissheit und Ausrichtung, um sich auf methodisch und theoretisch neue Bahnen einzulassen. In dem Kolleg bleiben die beteiligten Fächer also gewissermaßen als Ausgangsgestein vorhanden, während sich die interdisziplinäre Umweltgeschichte unter dessen chemischer und biologischer Lösung wie ein Boden bilden soll. Dies zeigt sich bei den einzelnen Unternehmungen im Kolleg auf verschiedene Weise. Eine Wegerichtung ist es, eine teilweise außerhalb des eigenen vorherigen Faches liegende Frage zu stellen und sie mit der gewohnten Methodik und dem üblichen Quellenmaterial zu bearbeiten. Dies betraf etwa die Untersuchung von Holzfäule oder Viehseuchen durch Historiker. In anderen Vorhaben wurden für die jeweilige Disziplin eher übliche Fragen gestellt, deren Beantwortung aber eine Untersuchung ungewohnter Quellenmaterials voraussetzt. Hierzu ist die Herleitung historischer Schädlingsbestände aus historischen Quellen seitens einer Biologin zu zählen. Schließlich hatten einige Vorhaben beide Gewissheiten aufgelöst und die Forschenden arbeiteten in einer dem eigenen Fach fremden Methodik an einer für das eigene wie für andere Fächer unüblichen Fragestellung. Zu nennen ist die Auswertung medizinischer Topographien des 18. und 19. Jahrhunderts hinsichtlich der feststellbaren Umweltwahrnehmung durch eine Psychologin. Unübersehbar ist, dass diese Forschungen darauf angelegt waren, neue Forschungsfelder zu erschließen. Zudem hatten die einzelnen Kollegiaten/-innen daher bei aller Gemeinsamkeit auch äußerst individuelle Wege zu beschreiten, deren Klippen, Gefälle und Verschlingungen jeweils eigener Natur waren. Zugleich bestand die Hoffnung und Anforderung, hierbei auf Sichtweite zu bleiben und eine interdisziplinäre Denkweise zu entwickeln. Deutlich wird aber vielleicht auch, wie schwierig die Positionierung dieser Arbeit in dem herkömmlichen akademischen Berufsfeld ist. Erleichtert werden sollte die Orientierung durch den institutionellen Rahmen und das begleitende Studienprogramm.

Grenzübertritte – Der institutionelle Rahmen

Zum Zeitpunkt der Tagung auf Frauenchiemsee wurden von acht Kollegiaten/-innen der Dr. phil. und von zweien der Dr. rer. nat. angestrebt. Jeweils einmal wurde der Dr. forst., der Dr. ökonom. und Dr. geograph. ins Visier genommen. Es ergab sich daraus, dass einige Vorhaben nicht von der Fakultät betreut wurden, der sich die Doktoranden zuordnen wollten. Folglich wurden Grenzübertritte notwendig. Zu klären war, nach welcher Promotionsordnung verfahren werden sollte, ob der eigene Betreuer/die eigene Betreuerin prüfungsberechtigt wäre und ob möglicherweise gar Studienleistungen nachzuholen wären. Es hat sich gezeigt, dass die Überwindung dieser bürokratischen Probleme durch die Zusammenarbeit der beteiligten Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer erfreulich gut gelang. Zunächst allerdings blieben einige der Betroffenen über etliche Monate hinweg im Unklaren darüber, ob sich ihre Promotion in gewünschter Form durchführen ließe. Es wäre wünschenswert, dass sich möglichst bald für diese fakultären Grenzübertritte einheitliche Verfahrensweisen im Hochschulbetrieb durchsetzen.

Während dies prüfungsrechtliche Fragen berührte, war sicherlich von größerer Bedeutung, dass die Doktoranden/-innen in einigen Fällen nicht die im Fachbereich des Betreuers/der Betreuerin übliche Vorbildung mitbrachten. Die bundesweite Ausschreibung der Dissertationsthemen hatte zur Folge, dass Bewerbungen aus sehr verschiedenen Fachrichtungen eintrafen. Den eigenen programmatischen Vorstellungen der fächerübergreifenden Forschung im Kolleg folgend, wurden so

fakultätsübergreifend Bewerber/-innen etwa mit einem geisteswissenschaftlichen Abschluss auf eine von der Forstlichen Fakultät betreuten Doktorandenstelle angenommen. Man muss hier beiden Seiten, den Stipendiaten/-innen und den Hochschullehrer/-innen, Mut und Leistungsbereitschaft zugestehen, sich gemeinsam auf ein ungewohntes Terrain zu wagen. Umso mehr da elf der Doktoranden/-innen nicht in Göttingen ausgebildet wurden und mehrheitlich ihre Doktormutter/ihren Doktorvater im Vorfeld nur aus der Fachliteratur kannten. Überwiegend ist diese "Pärchenbildung" erfolgreich verlaufen. In einzelnen Fällen kam es jedoch auch zu Problemen, wie dies sicherlich auch bei herkömmlichen Promotionen bisweilen geschieht. Aufgefangen werden konnte dies gelegentlich durch das Heranziehen weiterer Hochschullehrer/-innen des Kollegs, die vermittelnd eingreifen konnten. Eine andere Möglichkeit bestand darin, innerhalb des Kollegs den Betreuer zu wechseln. Vor allem aber liegt m. E. der Vorteil eines Kollegs in solch einer Situation in der geringeren Isolation des/der einzelnen Doktoranden/-in. Wir konnten so miteinander einfacher über unsere Probleme reden und uns beraten. Meiner Erfahrung nach ist dies etwas, das viele Kollegen/innen, die auf herkömmlichem Wege promovierten, vermisst haben.

Befördert werden sollte dieses Miteinander durch die recht simple, doch effektive Maßnahme, alle Stipendiaten/-innen in einem Gebäude, in diesem Fall in einem Anbau der Abteilung für Historische Anthropologie in Göttingen, unterzubringen. Auf diese Weise sollten die über viele Fachbereiche verteilten Stipendiaten/-innen auf einfache Weise miteinander in Kontakt kommen, ergab sich so doch eine ganz eigene Form des Dialogs, in dem viele fachliche wie technische Fragen unkompliziert miteinander besprochen werden konnten. Bei der steten Raumnot vieler Fakultäten war dies zudem fallweise die einzige Möglichkeit, den Doktoranden/-innen einen eigenen Arbeitsplatz zur Verfügung zu stellen. Für mich und einige andere war dies jedoch keine günstige Lösung, da wir auf die Bestände von Bereichsbibliotheken mit Präsenzbeständen angewiesen waren. Entsprechend war eine Unterbringung an dem jeweiligen Seminar deutlich günstiger. Zugleich beförderte und verstärkte dieser Schritt die Bindung an das eigene Fach. Entsprechend konnte die gesammelte Unterbringung eine größer werdende Distanz zur fakultären Einbindung an der Göttinger Universität bedeuten. Da die Mehrheit der Kollegiatinnen und Kollegiaten nicht in Göttingen ausgebildet wurde, verstärkte sich damit das Gefühl, durch das in der eignen Disziplin untypische Forschungsvorhaben an den Rand des vorher bekannten akademischen Universums gedrängt zu werden. Während also der interdisziplinäre Kontakt gefördert wurde, löste sich fallweise die disziplinäre Einbindung. Dieser Umstand wurde verschieden von uns beurteilt. Entscheidend hierbei war wohl die eigene Vorstellungen zum weiteren beruflichen Werdegang. Eine stärkere Anbindung an die ursprüngliche Fakultät spielte hier vor allem für jene eine Rolle, die einen Verbleib in der Hochschule oder hochschulnahen Forschungsinstituten anstreben. Gleichzeitig weckten die ungewöhnlichen interdisziplinären Dissertationsvorhaben wiederholt das Interesse außeruniversitärer Institutionen und könnten somit neue berufliche Perspektiven eröffnen.

Mit zur institutionellen Ausstattung sind das Stipendium und die Projektmittel zu zählen. Das individuelle Stipendium belief sich auf 1000,- € monatlich. Zusätzlich wurde monatlich eine Pauschale von 113,- € zur Deckung laufender Kosten für Büroartikel, Kopien, Telefonrechnungen, Briefmarken und Ähnliches gezahlt. Diese zwei-jährige Förderung mit einer optionalen Verlängerung um weitere zwölf Monate bot einen finanziell soliden Rahmen. Problematisch war allerdings, dass nach der Förderungshöchstdauer von drei Jahren keine anderen Leistungen als Hartz IV in Anspruch genommen werden konnten. Bei der noch immer üblichen Länge von vier Jahren die ein Dissertationsvorhaben in vielen Fächern beansprucht, ist klar erkennbar, dass dies zu wirtschaftlichen Schieflagen in der Endphase führen kann. Neben dem Stipendium standen den Kollegiaten/-innen für die Durchführung ihres Vorhabens unterschiedlich ausgestaltete, projektgebundene Mittel zur Verfügung. Mit ihnen

wurden Reisekosten für Tagungen und Archivbesuche ebenso wie der Ankauf von Software und relevanter Fachliteratur gedeckt. Die Mittel waren bereits im Vorfeld durch den Gesamtantrag des Kollegs eingeworben worden, so dass die Kollegiaten/-innen nur mit der Bewirtschaftung, aber nicht mit der Einwerbung betraut waren. Änderungen in der Kostenplanung, die sich durch die eigene Ausgestaltung des Forschungsthemas ergaben, konnten dadurch ausgeglichen werden, dass die Gelder nach Absprache innerhalb des Kollegs auch umgewidmet werden konnten. Während die Mittel also insgesamt flexibel gehandhabt werden konnten, war es ein Problem, dass sie pro Jahr vergeben wurden und entsprechend bis Ende des Rechnungsjahres verbucht werden mussten. Dies galt unabhängig davon, wann das Dissertationsvorhaben aufgenommen wurde. Wenn, wie in meinem Fall, die Mittel vor allem für die Beschaffung von Datenmaterial und Analysen von erst im Rahmen der Dissertation ermittelten Gebieten verwendet werden sollen, ist es ungünstig, zu frühzeitig die Mittel festlegen zu müssen. Insgesamt aber erwiesen sich die projektgebundenen Gelder als segensreich. Neben der Fahrt zu den Archiven ermöglichte die gute Ausstattung den Stipendiatinnen/-en besonders auch den Besuch zahlreicher Kongresse, Tagungen und *workshops*.⁷ Der Besuch dieser Veranstaltungen wurde von allen Kollegiaten/-innen als sehr anregend für die eigene Arbeit empfunden und hat die Vernetzung mit der Wissenschaftswelt erheblich befördert. Bereits frühzeitig während der Dissertationsvorhaben gelang vielen so die Orientierung und Positionierung mit eigenen Beiträgen in dem gewählten Forschungsfeld. Neben den großen internationalen Fachkonferenzen, die von mehreren gemeinsam besucht wurden, waren es auch oftmals kleine Fachtagungen, die zu ganz erheblichen Fortschritten in dem eigenen Vorhaben führten.

Schließlich gehört zum institutionellen und programmatischen Aufbau des Kollegs besonders das begleitende Studienprogramm. Es setzte sich aus einer gemeinsamen Lehrveranstaltung, einem Doktorandenseminar und durchschnittlich zwei *workshops* pro Semester zusammen. In diesen Veranstaltungen sollte die Disziplinierung der Umweltgeschichte und die Entwicklung eines interdisziplinären Verständnisses inhaltlich befördert werden. Weiterhin fand in den ersten drei Semestern des Kollegs das Seminar "Schauplätze der Umweltgeschichte" statt. Inhaltlich sollte es über die allgemeinverständliche Darstellung von Plätzen besonderer Bedeutung für die umweltgeschichtliche Forschung zur Erarbeitung eines allgemeinen Fachwissens im Kolleg kommen. Dem gleichen Ziel dienten zwei große Exkursionen im Verlauf der ersten 24 Monate der Förderung. Sie führten zu umweltgeschichtlichen Schauplätzen in Deutschland und den USA und wurden durch Referate vorbereitet.

In dem mittlerweile 14-tägig stattfindenden Doktorandenseminar musste jeder Stipendiat/-jede Stipendiatin etwa alle halbe Jahre über den Fortlauf der eigenen Arbeit berichten. Neben den Kollegiaten/-innen nahmen daran auch stets eine Anzahl der Betreuer/-innen teil, die den fachlichen Rahmen der Diskussion erweiterten. Ihr gelegentliches Unverständnis von Fachbegriffen, die einem selbst aus dem eigenen disziplinären Kontext ganz selbstverständlich erschienen, hatte ebenso wie die Ergänzung von Ergebnissen ihrer Forschungen zu einer Bereicherung und Weitung der eigenen Sichtweise beigetragen. Es ist aber auch nicht zu übersehen, dass die Betreuer/-innen in unterschiedlichem Maße teilgenommen haben. Angesichts der durchschnittlichen Arbeitsbelastung und den zahlreichen Terminen, die durch inneruniversitäre Vorgänge anfallen ist es vermutlich gelegentlich schwer zu rechtfertigen, die verbleibende Zeit für die eigene Forschung für den Werkstattbericht einer fachfremden Doktorarbeit zurückzustellen. Dies umso mehr, als das nicht alle Betreuer/-innen zum Zeitpunkt des Kollegs selbst umweltgeschichtlich gearbeitet haben. Mir als Doktorandin wiederum erschien es manchmal als wenig gewinnbringend, meine Probleme etwa mit der Klassifikation archäologischer Fundgruppen oder der

⁷ So wurden bis Ende Oktober 2006 zusammengekommen 48 Tagungen, Konferenzen, *workshops* und Symposien besucht.

Verzahnung regionaler Chronologien (Themen, die mich mich phasenweise sehr intensiv beschäftigt haben) so aufzubereiten, dass sie im Rahmen der Veranstaltung auch z.B. von Neuzeithistorikern/-innen oder Biologen/-innen substantiell besprochen werden konnten. Der von mir gewählte Ausweg, stattdessen allgemein über Vorstellungen und Ziele der Arbeit zu sprechen, war letztlich ein Umweg, da er von der eigentlichen, konkreten Arbeit wegführte und oftmals unter der faktischen Realität dessen, was die Quellen und Methoden einlösten und was sie wider Erwarten nicht einlösen konnten, ohnehin obsolet wurde. Die Veranstaltung erschien mir damals persönlich als unnötige Belastung. In der Rückschau scheint mir, dass ihr Haupteffekt darin lag, das eigene Vorgehen transparent zu machen und wesentlich klarer die weiteren Bezüge des Forschungsfeldes zu erkennen. Dies kann auf dem Weg aus dem sprichwörtlichen Elfenbeinturm hilfreich sein.

Etwas näher soll auch auf die *workshops* eingegangen werden, da es sich hierbei um einen äußerst gewinnbringenden Bestandteil des begleitenden Studienprogramms handelte. Die *workshops* im Umfang von 1,5 Tagen wurden thematisch von einer kleinen Gruppe von Kollegiaten/-innen inhaltlich entwickelt und organisatorisch betreut. Im Schnitt wurden vier bis sechs Fachwissenschaftler/-innen aus stets sehr unterschiedlichen Disziplinen eingeladen und gebeten, einen auf das Thema abgestimmten Beitrag von etwa 30 Minuten Länge zu verfassen. Durch die Anforderung von *abstracts* bereiteten sich alle Kollegiaten/-innen meist zusammen inhaltlich vor, und es kam bei diesen *workshops* zu fruchtbaren Diskussionen. Der kleine Rahmen⁸ und die offene Atmosphäre waren auch für die Referenten/-innen eine angenehme Erfahrung. Dies äußerte sich darin, dass Etliche in der Diskussion auf die für sie ungewohnte Vielfalt der Sichtweisen und die fachliche Offenheit hingewiesen haben. Von einigen der *workshops* wurden unter der Herausgeberschaft der Organisatoren Sammelbände mit den Beiträgen publiziert.⁹ Neben dem fachlichen Austausch war die Schulung organisatorischer Kompetenzen, die hierfür benötigt wurden, eine wichtige Erfahrung. Diese Form der Lehrveranstaltung halte ich für einen großen Gewinn für alle Beteiligten wie auch für die Universitäten, die so auf einfache Weise an der Kreativität des Nachwuchses – bei der Themenfindung und den einzuladenden Gästen – partizipieren kann.

Bedeutend ist in diesem Kontext zudem das bereits auf eine lange Tradition zurückschauende Kolloquium des Arbeitskreises für Umweltgeschichte in Göttingen. Die 14-tägige Vortragsreihe wurde von dem Kolleg regelmäßig wahrgenommen und trug durch ihre thematische Vielfalt zusammen mit den anschließenden, stets regen Diskussionen zur eigenen Positionsbestimmung bei. Hervorzuheben ist hier die Möglichkeit, Referentinnen und Referenten vorzuschlagen und auf diese Weise eigene Impulse zu setzen.

Zwischen Frustration und Euphorie – Die gelebte Realität

Nun ist die programmatische und institutionelle Ausgestaltung in einiger Vielfalt geschildert worden. Es klang auch schon an, wie dies im Einzelnen bewertet wurde, aber es bleibt doch zu fragen, wie das Kolleg hinsichtlich der interdisziplinären Verknüpfung zu bewerten ist.

Dies kurz zusammenzufassen, war nicht ganz einfach, da die Eindrücke der Kollegiaten/-innen heterogen sind. Bedingt wird dies durch die jeweilige fachliche Herkunft und berufliche Erfahrung. Erwartet hatte etwa ich eine enge thematische Verschränkung der einzelnen Vorhaben. Diese Verknüpfung wäre meinem vorherigen Verständnis nach erfolgt, indem alle oder zumindest eine Teilgruppe gemeinsam an einem Problemfeld gearbeitet hätten. Idealerweise hätte jeder/jede aus seinem/ihrer Fachbereich

⁸ Neben den Kollegangehörigen hat meist nur wunschgemäß eine kleinere Anzahl von Gästen teilgenommen.

⁹ Engelken et al. 2007.

einen eigenen Beitrag zur Lösung des übergeordneten Themas erarbeitet. Zugegebenermaßen bereitete mir diese Vorstellung auch leichte Probleme, da ich befürchtete, unter Umständen auf Ergebnisse anderer angewiesen zu sein, die vielleicht für mich viel zu spät gekommen wären. Auch schien mir der Gedanke, in einem bereits festgefügt Projekt zu arbeiten, nicht nur verlockend. Im Verlauf des Kollegs stellte sich heraus, dass die Kollegiatinnen aus den eher naturwissenschaftlichen Fächern bzw. aus Fächern, die naturwissenschaftliche Ergebnisse und Methoden integriert haben, ganz ähnliche Vorstellungen hegten. Für uns war es daher ganz erstaunlich, dass wir im Kolleg ganz verschiedene Zeiten, Räume und Quellen unter einer uns sehr allgemein erscheinenden Klammer behandeln sollten. Neben der zeitlichen Spannweite vom Früh- bis Spätmittelalter über die Frühaufklärung bis zum 20. Jh. traten verschiedene Schwerpunkte; so im östlichen Deutschland, in Süddeutschland, dem Göttinger Umland, dem nordwestlichen Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Gewählt wurden auch verschiedene methodische Ansätze, dabei war eine themenimmanente Dominanz der geschichtswissenschaftlichen Ausrichtung zu bemerken. Als Quellenmaterial griffen von 13 Vorhaben acht hauptsächlich auf archivalisches Material (Gerichtsdokumente, Rechnungen, Briefe u. ä.) zurück. Weitere fünf gingen von Chroniken, Journalen und Fachbüchern aus. Zwei Arbeiten verwendeten ergänzend historisches Kartenmaterial. Nimmt man die Register archäologischer Denkmäler nicht als Archivalien, dann war mein Vorhaben doch von der Quellenlage sehr unterschiedlich angelegt. Die Verwendung der historischen Quellen setzt eine äußere und innere Quellenkritik sowie die Einbettung in den historischen Kontext voraus. Entsprechend hatten meine Kommilitonen/innen hier teilweise deutliche Überschneidungen. Individuell mussten dabei aber sehr verschiedene Anpassungsleistungen erbracht werden, da beispielsweise die Quellenkritik für einen Historiker/-in Teil der Ausbildung war, während sich ein/eine Politologe/-in oder Biologe/-in hier erst ganz neu einarbeiten und schlicht Grundwissen nachholen musste. Prinzipiell hat in etlichen Fällen auch eine vergleichbare Aneignung technischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse, beispielsweise forstlicher Begrifflichkeiten, für die Bearbeitung des jeweiligen Vorhabens stattgefunden. Allerdings war dieser Vorgang meiner Einschätzung nach für die Durchführung der Vorhaben nicht von gleicher grundlegender Bedeutung, so dass die Anpassungsleistungen zumindest unterschiedlich empfunden wurden. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund wurde gelegentlich die als dominierend angesehene historisch-geisteswissenschaftliche Arbeitsweise in dem Kolleg als problematisch eingestuft.

Ziemlich bald stellte sich nun bei dem Versuch, etwas inhaltlich Profundes zur Diskussion der einzelnen Vorhaben beizutragen, bei manchem den Eindruck einer gewissen Überforderung und Frustration ein. Einige Anstrengung kostete es schließlich bei den Diskussionen vor allem innerhalb der Kollegiaten/-innen, wenn sie sich auf die vermeintlichen Implikationen verwandter Termini festsetzte.¹⁰ So dass es immer wieder notwendig war Begriffe und Denkbilder zu klären. Es war wirklich bemerkenswert, wie wir phasenweise miteinander um ein Verständnis unserer Positionen und ein begriffliches Zueinanderkommen gerungen haben.

Ein wichtiges Ergebnis dieses Prozesses war, dass bei den ganz in geisteswissenschaftlicher Tradition ausgebildeten Kollegiaten/-innen ein anderes Verständnis von Interdisziplinarität bestand. Sie sahen ebenfalls die weite thematische Fächerung der Arbeiten in dem Kolleg als problematisch an, schätzten aber die Verknüpfung der einzelnen Vorhaben unter einer eng definierten Fragestellung ganz anders ein. Sie kritisierten, dass bei dem von mir weiter oben skizzierten Verständnis letztlich keine Interdisziplinarität entstehen würde, sondern die Fächer in ihrem eigenen disziplinären Verständnis bestärkt würden. Indem also meist von einer Disziplin die Frage aufgeworfen wird, werden andere in dem Moment hinzugezogen, wo die Methoden und Quellen nicht mehr allein bewältigt werden können. Die hinzugezogenen Fachbereiche erarbeiten dann mit dem für sie üblichen Instrumentarium eine Lösung

¹⁰ Damit sei nicht gesagt, dass die wissenschaftsgeschichtliche Kenntnis um die Entstehung vieler alltäglicher Fachbegriffe keine Notwendigkeit darstelle.

des Teilproblems, die sie als Paket zurückgeben. Auf diese Weise wird das einzelne Fach letztlich zu einem Dienstleistenden, zu einer Hilfsdisziplin, während die Deutungshoheit bei der Disziplin verbleibt, die die Frage aufgeworfen hat. Dies fördert sicherlich und auch glücklicherweise das wechselseitige Verständnis der Alterität der kooperierenden Disziplinen, doch führt das Verfahren nicht wirklich zur Entgrenzung der Disziplinen, sondern wirkt eher affirmativ. Tatsächlich war die Verständigung hierüber Anlass zahlreicher Diskussionen, in der letztlich die Vorstellung ergebnisorientierter Arbeitsgruppen und wissenschaftsvisionäre Konzepte aufeinander trafen.

Wie also sollte diesen verschiedenen Verständnissen und der großen Spannweite der Themen begegnet werden? Wir versuchten, durch die Erarbeitung eines gemeinsamen Begriffsverständnisses über die Lektüre und Diskussion einschlägiger umweltgeschichtlicher Texte gemeinsam Begriffsfelder wie "Umwelt" und "Wahrnehmung" zu definieren. Dies fand sowohl im Bereich eines Seminars als auch in eigener Regie statt,¹¹ und wurde deutlich durch die genannten Rahmenbedingungen (gemeinsame Räumlichkeiten, Exkursionen und Veranstaltungen) befördert. So hat sich etwa der Teilbereich A "Raumerfahrung und Raumnutzung im Mittelalter" gemeinsam mit der Debatte zur Ethnogenese im Frühmittelalter befasst, da sich drei der Dissertationsvorhaben mit der Kontaktzone von Slawen und fränkisch-ottonisch-deutschem Reich auseinandersetzten. Dabei prägte die verschiedene fachliche Herkunft gerade zu Anfang auch den alltäglichen Umgang. So kreiste die Diskussion innerhalb der Kollegiaten/-innen anfänglich um die berechnete gegenseitige Einforderung der Klärung fachlicher und wissenschaftsgeschichtlicher Implikationen verwandter Termini. Gerade hier zeigte sich, welche Bedeutung für die Kommunikation das wechselseitige Zugestehen von Kompetenz und die Überwindung von wissenschaftsinternen Vorurteilen hat. Gelang der Austausch, stellten sich die ersehnten synergetischen Effekte her und es öffneten sich die Wege zu einem umfassenderen Verständnis. Diese Prozesse wurden von Allen als Fortschritt des eignen wissenschaftlichen Tuns sowie als persönliche Bereicherung empfunden. Eine wiederkehrende Frage in den Gesprächen von uns Stipendiatinnen und Stipendiaten war schließlich, inwieweit sich in diesen Diskursen um die Begriffe der Interdisziplinarität und das verschiedene traditionelle Selbstverständnis der einzelnen Wissenschaften im Grunde die heterogene theoretische Fundierung der Umweltgeschichte widerspiegelt.

Eingeräumt sei, dass diese Diskussionen und Zirkel vor allem in die erste Hälfte der Förderungsphase fielen. Im weiteren Verlauf gewann die Arbeit an dem eigenen Projekt die Oberhoheit. Auch galt es zunehmend, das eigene Vorhaben auf Tagungen zu präsentieren, so dass wir anfangen, andere Prioritäten zu setzen. Das Ringen, die verschiedenen Wissenschaftstraditionen der einzelnen Fächer in einen Dialog zu bringen, lässt sich daher in Phasen gliedern, in denen alternierend zum Fortschritt des eignen Forschungsvorhabens die interdisziplinäre Kommunikation im Kolleg als eher weniger ausgeprägt oder recht rege empfunden wurde.

Mittlerweile betrachte ich es als Gewinn, dass es mir nicht, wie vorher gedacht, möglich war, mich über Fakten oder die Aufklärung methodischer Vorgehensweisen den anderen Disziplinen zu nähern, sondern gezwungen war, mich über die theoretischen Grundstrukturen des jeweiligen Denkens (versuchsweise) zu verständigen.

¹¹ Bearbeitet wurde dies in der Übung "Meilensteine der Umweltgeschichte" unter der Leitung des damaligen Post-Doc Kai Hünemörder. Mittlerweile wurde diese Herangehensweise von der Leitung des Kollegs aufgegriffen und in das Doktorandenseminar integriert. Genannt seien: Hardin 1968; Worster 1988; Radkau 2000.

Schlussendlich

Aus dem Geschilderten ist im Idealfall hervorgegangen, dass die Erfahrungen in und mit dem Graduiertenkolleg sehr durch die individuelle Situation geprägt wurden. Hinsichtlich der interdisziplinären Arbeitsweise hat sich gezeigt, dass hier verschiedene, gleichermaßen berechtigte Vorstellungen bestehen. Der Versuch, sich aus den eigenen Fachgrenzen hinaus zu bewegen und in einen wechselseitigen Austausch zu kommen, erforderte die manchmal schmerzhafteste Aufgabe eigener Gewissheiten und die Bereitschaft, sich zunächst dem Gefühl auszusetzen, kaum Kompetenzen zu besitzen. Im Kolleg hat sich so ein fächerübergreifender, substantieller Dialog entwickelt. Es ist zur Problematisierung des disziplinären Eigenverständnisses gekommen und jeder/jede hat sich einen eigenen Weg im Grenzgebiet der Disziplinen gesucht. Durch die umfassende Infragestellung der eigenen disziplinären Vorbildung mit ihren Paradigmen und internen Dogmen hat sich die anfängliche Neugierde auf die interdisziplinäre oder das „n>1-disziplinäre“ Arbeiten beinahe in das Gefühl einer *conditio sine qua non* verwandelt. Deutlich wird daher auch, wie notwendig dieser Schritt ist, um in einem komplexen Themenfeld wie dem menschlichen Handeln mit der naturalen Umwelt ein angemessenes Forschungskonzept zu generieren.

Literatur

Engelken et al. 2007

Katharina Engelken/Dominik Hünninger/Steffi Windelen (Hrsg.): Beten, Impfen, Sammeln. Zur Viehseuchen- und Schädlingsbekämpfung in der frühen Neuzeit (Göttingen 2007).

Hardin 1968

Garrett Hardin: The tragedy of the commons. *Science* 162, 1968, 1244–1248.

Klammt et al. 2006

Anne Klammt/Jens Potschka/Sébastien Rossignol: Tagungsbericht „Methodische Zugänge einer interdisziplinären Umweltgeschichte am Beispiel der Nordwestslaven im Mittelalter“. *Humanities Sozial- und Kulturgeschichte* [<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=897>] (25.08.2010).

Radkau 2000

Joachim Radkau: Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt (München 2000).

Winiwarter 2002

Verena Winiwarter/Harald Wilfing (Hrsg.): Historische Humanökologie. Interdisziplinäre Zugänge zu Menschen und ihrer Umwelt (Wien 2002).

Worster 1988

Donald Worster: Dust Bowl. Dürre und Winderosion im amerikanischen Südwesten. In: Rolf-Peter Sieferle (Hrsg.): Fortschritte der Naturzerstörung (Frankfurt a.M. 1988) 118–157.